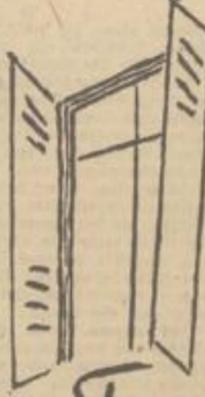


Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1948

10 (6.11.1948) Das Fenster



Das Fenster

SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE / 2. JAHRG. / NR. 10

Die Beiträge in dieser Nummer stammen von jungen Menschen. Die erste Erzählung „Deportation“ schrieb ein Schriftsteller der hervorragenden Freiburger Zeitschrift „Die Gegenwart“, „Die Wälschleins“ eine junge Künstlerin. Es ist ihre erste Veröffentlichung. Getreu unserem Programm reproduzieren wir ein Aquarell eines Künstlers, der sich ein Moderner und Wegweiser, nach 1945 einen guten Namen gemacht hat. Erwin Spuler's bekannte Feder schmückt die zweite Seite.

Deportation

Von Karl Zimmermann

Ein Mann stand allein auf dieser Erde. Nacht und schlafende Stadt umgaben ihn. Er vernahm das stumme Geräusch der Pflanzen, die grünen, subtropischen Rubinien, die das kurze Stück der Allee bildeten. Er hörte die Freiheit in ihren Zweigen summen und vernahm unaussprechliches Leid. Von oben, aus den dunkel wogenden Meeren, die von Gestirnen zu Gestirnen drang, was uns treibt und bannt, was uns zum Leben bringt und was uns tötet, auf ihn ein, lau, frostig, eiskalt. Es war ihm, als stände er, ohne sich rühren zu können, in Wasser von tiefer Temperatur, in so sehr unterkühltem Wasser, daß die Kälte ihn bereits mit einem Schmerz wie von Flammen zu versengen begann. Er wußte: Viele leben ringsum, sie sind nicht zu zählen. Unzählige sind mir nahe, dort hinter mir im Gebirge, und dort vor mir in der Ebene. Sie sind zugegen in den Häusern dieser Stadt, in allen Gemächern, unter jedem Dach, in Kammern und hohen Räumen, in den Häusern nebeneinander schon, hier neben mir hinter den Wänden, von denen ich spüre, wie sehr sie schwanken. Atemnah sind bei mir meine Frau und mein Kind. Auch die mich peinigen, auch die mich verachten, werden mir nahe sein. Aber wer wird mir helfen? Ich bin allein!

„Wollen wir weitergehen? Ist es nicht besser, wir gehen bis dahin — bis zum Güterbahnhof und setzen uns auf einen Balken? Die Frau sprach nicht laut und nicht leise. Später dachte er bisweilen: „Sie hatte bei allem, was sie sagte, eine mechanisch-monotonen menschliche Stimme. Was muß es sie gekostet haben, sich so zu verhalten!“

„Vielleicht ist es besser, wir bleiben hier nicht stehen. Vielleicht werden wir beobachtet, dann man sieht und hört keinen Menschen“, fügte sie nach einer Weile hinzu.

Frühmorgenwind fuhr ihnen ins Gesicht. Er nahm seinen Hut ab, strich sich über die Stirn und sagte: „Ja, wir wollen ein Stück weitergehen.“

Drei Menschen gingen auf dieser Erde dahin, ein Mann in der Kraft seiner Jahre, in der Kraft seiner Erkenntnis, seiner Fähigkeit und seines Herzens, ein Mädchen, das noch behütet wurde von Zutraulichkeit und gutem Willen, die die Gezeiten des Kindes sind, und eine Frau, die sich ein Kopftuch umgeschlagen hatte und außer einem Päckchen mit Proviant einen Karton am rechten Arm hängen hatte, einen Karton von zwölf Pfund Gewicht, genau so viel, wie erlaubt worden war.

„Alle Menschen schlafen noch. So früh bin ich noch nie draußen gewesen. Haben wir schon heute, oder ist es noch gestern?“ fragte das Kind.

„Wer kann das sagen, ich habe bis heute noch nicht gelernt, zu wissen wann heute und wann morgen, wann gestern und wann gar keine Zeit ist.“ — Wenn ich doch einfacher mit dem Kind zu reden vermöchte. Ich müßte besser zeigen können, wie sehr ich es liebe. Was ich in diesen Stunden sage, ist vielleicht für immer gesagt. Denn wenn ich jemals zurückkehren sollte, oder wenn man ihnen gestatten würde, zu mir zu kommen und mit mir in einer Hütte zu wohnen, in einer Baracke, in einem Erdloch, wäre es gegen die Natur der Vorgänge in die ich nun geraten bin. Was ich jetzt sage, ist mein Testament.“ Der Mann griff sich an den Hals. Dann fuhr er dem Kind mit der Hand über die Haare und ließ sie auf der schmächtigen, zierlichen Schulter ruhen.

„Das begreife ich nicht“, sagte das Kind, „ich weiß immer, wann heute ist!“

„Für mich ist immer heute“, sagte die Frau, „manchmal ist auch noch heute, was man eigentlich gestern nennen müßte.“

„Ach, lassen wir das, bitte“, sagte der Mann. „Ich finde es wunderschön, um diese Stunde einmal mit euch draußen zu sein. Ich habe es mir immer gewünscht. Hör nur, Christiane, die Hähne krähen um die Wette. Wenn man so früh auf ist —“, „Oder so spät, Vater.“

„Hört man sogar in der Stadt, was man sonst nur auf dem Lande erlebt.“

„Ich möchte immer auf dem Lande leben.“

„Man merkt, daß du mein Kind bist. Ich fühle mich draußen auch immer wohl, ganz draußen, es kann nicht weit genug fort sein. Ich habe in deinem Alter viele Wanderungen gemacht. Und oft träume ich nachts davon. Ich habe noch in der letzten Nacht davon geträumt.“

„In der letzten Nacht!“ Das Kind fragte erstent. „Ja, ich meine in der Nacht, bevor — bevor wir — weißt du, aber wir den Karton gesucht haben.“

„Ach ja, und ich habe ihn gefunden. Wir meinsten schon, wir hätten gar keinen starken Karton mehr für dich.“

Sie sprachen kein Wort mehr, solange sie, Mann und Frau im gleichen Takt der Schritte, das Kind in seinen Sandalen leise trippelnd nebenher, unter den Akazien gingen, die dann und wann unterm Anprall einer Woge von Luft hohl rauschend auf fuhren. Die Frau hatte vorsichtig ihren Arm wieder in den des Mannes gelegt. Sie gingen nicht mehr so rasch, wie sie auf dem Wege von der Wohnung zur Allee durch die Stadt gegangen waren. Sie hatten viel Zeit. Sie hätten zwei Stunden später erst fortzugehen brauchen. Aber der Mann hatte gesagt: Man muß sehr früh da sein in solchen Fällen. Vielleicht ist es gut. Ich orientiere mich gern bei Zeiten. Es hat mir schon einmal geholfen. Sieht man keinen Ausweg, darf man nicht zögern. Und hier gibt es keinen Ausweg.

Der Mann und die Frau wußten nicht, daß sie eines fühlten: die Unsicherheit des Bodens, auf dem sie Schritt für Schritt die Füße voranzetretten. Sie wußten nicht voneinander, daß ein jeder von ihnen vom Tumult der Fratzen und der Schemen, der Bürokratie und des Nächstenhasses, der Dummheit, die des Teufels ist, und der Armseligkeit, die sich tyrannisch gebärdet und, mit Rücksichtslosigkeit gepaart, ihr unbezwingliches Regiment führt, vorangetrieben wurden. Sie wußten nicht, daß sie beide eines dachten: indem wir uns dem Unausweichlichen fügen und es nicht darauf ankommen lassen, im Kampf der unsäglich ungleichen Kräfte zu dritt zugrunde zu gehen, nützen wir noch die geringe, die ganz geringe Chance aus, die uns bleibt: ausweichend, widerstandslos, stumm und ohne den Abgrund unserer Herzen preiszugeben, ohne von den in Härteherzigkeit Wollüstigen gequält zu werden und ohne ihr Gesicht vor uns zu sehen. Sie wußten aber auch nicht, daß ihnen beiden bewußt war: Wir begeben uns in den Rachen des Verderbens.

Sie hatte vor sich einen Mann im staubig strahlenden Dunkel des Bergwerks, zerteilt vom gestachelten Draht, hinter dem sein Gefängnis war; ausgestreckt auf Lehm und abgestorbenem Holz taumelnd in Kälte; angespien von der immer gleichen Nachbarschaft der Verwahrlosten; gequälten Leibs gebeugt über den immer gleichen Handgriff der Maschinenarbeit; torkelnd in der Obdachlosigkeit des Feldes der Verbannung. Er aber ließ nicht ab zu denken: „Ich werde alles tun, um zu bleiben, ich werde mich nicht fortwerfen. Wie könnte ich sonst bestehen!“

Anstatt zu schreien, gingen sie schweigend nebeneinander her. Anstatt den Versuch zu machen, die Schlafenden zu wecken und den Aufstand der Hilflosen zu erregen, waren sie darauf bedacht, unbemerkt zu bleiben. Aber sie waren erfüllt von Zorn. Eingebrennt war ihnen das Zeichen der Widersacher derer, die einen Menschen behandeln wie Zuchtier und Maschine. Es brannte das glühende Mal.

Die Lokomotiven stießen hellende Rufe aus. „Es ist der Schrei der klagenden Stimme unseres Jahrhunderts“, sagte sich der Mann. „Diese Klage wird nicht verstummen, solange die Schatten den Erdball bevölkern“, sagte sich die Frau. Weit lag vor ihnen, tief unten neben dem Ende der Akazienreihe, das sie nun erreicht hatten, das Gelände des Rangierbahnhofs. Laternenlicht wanderte da und dort. Transparente Kugeln und gleißelnder Schein leuchteten auf bei den Bogenlampen. Pfeifenriller waren zu hören, an- und abschwellend im Lärm der polternden, ratternden, klirrenden Güterwagen, auch Rufe von Männern, von denen dann und wann einer als schattiger Kobold zu sehen war. Unter der letzten Akazie hielten sie inne, da, wo die Straße ins Bahngelände abzufallen begann. Am Rande der Böschung setzten sie sich auf den Mantel, den er ausgezogen und ausgebreitet hatte.

„So viele Lichter“, sagte das Kind, „es sind beinahe so viele, daß man meinen könnte, es wären Sterne.“

Zunächst glaubte der Mann, der hellere Schein am Horizont, der über dem Gelände zu sehen war, wäre der Schein eines hell beleuchteten Industrie-Unternehmens. Auch fragte er sich: „Das muß doch die große Stadt sein?“, dann überkam ihn die Gewißheit: „Das ist der neue Tag, das ist dieser Tag, das ist der erste Schein des Morgens.“ Ihm wurde übel. Er sah sich von der Gefahr bedroht, von Unbesonnenheit übermannen zu werden. „Flucht! Flucht! Flucht!“ — „Ich kann euch sagen“, war später seine Redensart, wenn sie im Schmutz der Baracke zusammenhockten, neben der Glut des Ofens, den sie mit aufgegebenem Holz speisten, in der Kälte ohne Haus und Familie, tausend Kilometer entfernt von der Stelle, an der sie von der Schaufel, eine immer neue Anzahl von Männern, ein Haufen von Männern nach dem andern, in den Zug geladen worden waren, „auf einmal war in diesem Augenblick, als ich den Tag auf mich zurasen spürte, den Rand des Schattens der Nacht, den unaufhaltsamen Zeiger des Schicksals, alle Beherrschung davongebissen. Ich wußte: So ist es für die, die das Grau bemerken, die, wenn es sich in fahles Hell verwandelt haben wird, unter dem Widerschein der aufgehenden Sonne nichts mehr sein werden als das Objekt des Mörders mit Gift und Pistole, mit Strick und mit Gas des Mörders, den man Scharfrichter nennt. Ich habe mich mit den Händen ins Gras gekrallt. Ich habe mit zitternder Hand mein Kind gestreichelt und habe dabei gesprochen, als machten wir

einen Ausflug. Ich wußte: Hier ist die Todeszelle, hier draußen, hier unter dem unruhig wachenden Morgenhimmel. Ich habe den Tod bei mir, auf dem Herzen, da sitzt der Tod, da steckt der Fetzen Papier. — Ich hatte ihn im weißen Briefumschlag gelassen, ich hatte ihn nur einmal gelesen, und dann hatte ich alles gewußt.“

Er begann zu sprechen. Er sagte mancherlei. Er sagte etwa: „Laßt euch nur nicht aus der Wohnung vertreiben, hört du!“ Er sagte: „Vergiß nur ja nicht, die Kartoffeln zu holen, die uns versprochen worden sind!“ Er sagte: „Das Kind muß vom Arzt immer mal wieder untersucht werden!“ Er sagte: „Solltet ihr einmal fliehen müssen, vergeßt nicht die Papiere in der unteren Schublade der gelben Kommode mitzunehmen!“ Er sagte: „Hütet euch vor dem Grauen im Parterre! Sprecht mit ihm, so oft er es haben will. Aber hütet euch. Er lächelt und denkt an Mord und Götterei.“ Er sagte: „Sollte einmal alles anders werden, so be-

Wer hub es an?

Wer brachte den Fluch? Von heut —

Ist's nicht und nicht von gestern,

und die zuerst

Das Maß verlor, unsere Väter

Wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie

HOLDBEILIN

zähmt euch und zeigt nicht zu früh, wie ihr denkt!“ Er sagte: „Solltet wir einmal einander schreiben können, schreibt nicht zu oft und schreibt nicht alles! Hütet euch vor Andeutungen!“

Er sagte: „Hütet euch! Hütet euch! Lebt wohl! Lebt wohl! Lebt wohl! Denkt, ich wäre weiterhin bei euch! Denkt immer an mich! Ich lasse euch nicht! Ich lasse euch niemals!“

Er sprach vor sich hin. Er starrte hinaus, gegen den Himmel, gegen die Landschaft der entstehenden Wolken, gegen das Halbdunkel, das sich von Minute zu Minute mehr zu zerreißen begann. Es brach katastrophisch aus ihm hervor. Er vermochte sich nur mit Mühe zu händigen. Die Frau hatte ihm den Arm um den Hals gelegt und seine Hände gefaßt. Das Mädchen war eingeschlafen. Es war ihm in den Schoß gesunken.

Er zog schnaufend den Duft des Frühlings, des Sommers in sich ein. Er hörte hart und schrill, Geräusch für Geräusch, die Sprache, die in Fetzen und Donnerschlägen, mit Krach und Schreppern vom Rangierbahnhof aufstieg. Er hörte dann und wann das ruhige, anhaltende, anschwelende und vergehende Brausen der Züge, die hinter dem Gleisfeld vorbeifuhren. Er vernahm ihren ratternden Takt. Er hörte ihr gleichmäßiges Parlando, ihren Gesang. Er sah den Dampf aus den Lokomotiven aufsteigen: Wolke der Erinnerung an Glück und Jugend, an Friede, an Wohlsein. Wolke von Gestein, Wolke, mit der wer weiß wie viel entschwebt, unwiederholbar, weiche Wolke der Illusionen! Vögel begannen zu rufen. Er wählte die Lerche zu hören. Er war auf dem Gebirge und ging dahin zwischen den Weiden am Fluß. Er tauchte ein in Wald und Flur. Und der Schmerz seines Sehens, die Wollust seiner Erinnerungen wurde mit jedem Herzschlag teurer, zerrissen, verschmelzert. Gewesen, gewesen, gewesen!

„Weißt du, woran ich denke?“ flüsterte die Frau.

„Ach laß das! Was soll das Gewissen!“

„Ich sage es doch! Ich muß es sagen.“

„Ich will nichts hören! Nichts, gar nichts! Was man denkt, ist genug.“

„Ich denke an einen Traum.“

„Träume! Ach Träume, Träume helfen mir nicht. Träume helfen dir nicht. Träume helfen uns nicht mehr.“

„Wer weiß, ob uns nicht doch durch Träume geholfen wird. Es kommt darauf an, was man träumt.“

„Ach, die schönen Träume! Darum ist es soweit gekommen, daß sie mich haben und diesen und jenen, daß sie uns im Nacken sitzen, daß es auch ihnen selbst im Nacken sitzt. Und denen, die ihnen auch schon im Nacken sitzen, droht bereits das, was wir nun erleben!“

„Ich denke an einen, schrecklichen Traum. Und die schrecklichen Träume, hast du oft genug gesagt, gehen nicht in Erfüllung. An die kann man sich halten.“

„Ja, manchmal stimmt es. Aber es ist kein Verlaß darauf.“

„Ich habe vor einigen Nächten geträumt, sie hätten dich enthauptet und dann hätten sie den Kopf in einer Kiste und das andere in einer zweiten Kiste fortgeschafft auf einem Lastkraftwagen. Und hörte dabei einen Mann sagen: Das ist endgültig. Kopf und Körper kommen nicht mehr zusammen. — Hörst du! das habe ich geträumt.“

„Das wagte sie mir zu sagen“, pflegte er später hinzuzufügen, wenn die Deportierten zusammenhockten, die, die noch übriggeblieben waren, „so verzweifelt suchte sie mich abzulenken. Sie hätte wohl noch viel mehr gesagt. Was versucht man nicht alles, wenn es so weit ist! Aber sie kam nicht mehr dazu.“

Es war hell geworden. Die Lichter des Rangierbahnhofs waren erloschen. Kein Glanz war in der Welt, keine Farbe, keine Verklärung. Sie bemerkten auf einmal, daß die Kette der bewaffneten Polizisten, die das Bahngelände von der Stadt her, wie bei einer Treibjagd, abzusperrten begannen, bereits bei ihnen war. Eine Stimme war hinter ihrem Rücken zu hören. „Der gehört auch dazu“, rief der Mann, dem die Stimme gehörte, den anderen zu, die unterhalb der Böschung durch Schrebergärten und Wiesen dem Gleisfeld zugehen. „Auf, marsch! Frau und Kind bleiben zurück!“

„Es ist doch noch gar nicht soweit. Es ist noch mehr als eine Stunde bis dahin. Wir sind früher gekommen.“

„Das ist ihr eigenes Vergnügen.“

Als sie sich zum Abschied umarmten, strich der Polizeihund lechzend, lautlos um sie herum. Zwei Stunden später wurde der Mann mit siebenhundert anderen Männern, je nachdem fünf- und dreißig auf einen kleinen Wagon, in den Güterzug verladen. Am frühen Nachmittag, als es heiß geworden war, bei strahlendem Sonnenschein, wurde eine Lokomotive vor den Zug gespannt. Sie fuhr mit den Sklaven der Macht-haber davon.

Es ist überflüssig, ob das Ziel der Fahrt im Norden oder im Süden, im Westen oder im Osten lag. Und niemand will wissen, an welchem Tag und in welchem Jahr der Transport vor sich ging.

Aus dem im Walter Rau Verlag, Dietmannsdorf (Allgäu) und Heilsberg erschienenen Buch „Dank- und Lesestücke“.



CARL STAEDINGER: IN DER KURVE UM DIE TRÜMMER

Es ist das Signum einer vornehmen, intensiven Kraft, wenn ein Zeichner und Maler sich mit einem solchen Temperament und einer solchen Fülle seiner Zeichnungen und Aquarelle in die Publizistik drängt; dazu noch als Buchillustrator ohne Unterlaß tätig ist. Man kann ihn seit einigen Jahren in der breiten Öffentlichkeit sehen. Wenn nämlich der Verlag Gerd Hatje in Stuttgart, der sich so dankenswert um die moderne Zeichner- und Malergeneration kümmert, wie kaum ein anderer, und in seinen Veröffentlichungen eine typographische Aufmachung von Rang zeigt, eine umfangreiche Mappe „Städinger“ herauszugeben hat, so ist es sicher, daß diese Publikation einen guten Absatz finden wird. Wir veröffentlichen eines der Aquarelle daraus, das wir leider nicht in seinen vollen, ansehnlichen Farben wiedergeben können.

Wäscheleinen

Erinnerungen einer 15jährigen.

Wir sind unser fünf, Vater, Mutter, das Kleine, Baya der Dackel, und die Große, das bin ich. —

Jetzt habe ich wieder das Recht zu sagen „wir“, aber es gab eine Zeit, da saßen sich Vater und Mutter, wie durch eine Glaswand getrennt bei den Mahlzzeiten gegenüber, das Kleine schrie in dem alten Wagen, den sich die Eltern für ein Kleidungsstück eingetauscht hatten, und ich selbst würgte an jedem Bissen. Nur Baya hatte sich seine Unbefangenheit bewahrt, und schaute mit dem dunkeln Augen von einem zum andern.

In dem einzigen Zimmer spielte sich das gesamte Leben ab. An der Wand standen die beiden Betten, in der Mitte der Tisch, vier Stühle, und auch das andere Möbel war ausschließlich dem notwendigsten Gebrauch bestimmt. — Ich schlief in der kleinen Kammer, welche an den großen Raum angeschlossen war.

Vielleicht könnt ihr verstehen, wieviel Streit es gab, da sich alles Geschehen in dem einen Zimmer abspielte. Wenn der Vater heimkam, müde und verärgert vom Geschäft, fiel sein Blick auf die Seile, die sich jeden Dienstag quer durch den Raum spannten, und an denen Wäschestücke auf den grauen Boden hingen.

Früher hatte ich mich immer gefreut, wenn die Mutter große Wäsche hatte, und all das weiße Leinen über die grüne Wiese flatterte. Jetzt lernte ich diesen Tag hassen, der unsere ohnehin zerrissene Gemeinschaft noch mehr zerstörte. Kreuz und quer spannten sich die Seile und unspannten fünf Kreise, in denen wir uns bewegten und nichts miteinander anzufangen wußten.

Früher war eine lustige Zeit. „Früher“, das bedeutet für mich: Die kleine, helle Wohnung, davor hohe Bäume standen, und eine lachende, heitere Mutter und ein gütiger Vater. Ob auch Baya manchmal zurückdachte? Wenn ich wüßte, daß ihr nicht leicht würde ich sagen, er macht manchmal nachdenkliche Augen, als erinnerte er sich an etwas, das sehr fern liegt. —

Abends kam dann die Mutter an das Bett und erzählte mir Geschichten, der Vater saß im Nebenzimmer und las. Ich glaube, nie mehr werde ich besser einschlafen, als damals, wo das Rauschen der Bäume und die Stimme der Erzählenden zusammenklangen.

Aber der Krieg kam und sie nahmen uns den Vater. Doch infolge einer Verwundung aus Kindertagen, mußte der Vater nicht ins Feld und so besuchte er uns jeden Sonntag. Und alles war beinahe so schön wie vorher.

Dann war der Krieg zu Ende, indem unsere Wohnung zerstört worden war. Aber mir wollte es scheinen, daß nicht der Besitz, sondern das alte Leben unter Schutz und Trümmer begraben war.

Wir bekamen hier das eine Zimmer und jeder Tag gleich von nun an dem vorher gewesenen. Ich dachte oft, daß es doch eigentlich merkwürdig sei, wenn man genau weiß, daß Zank und Streit einem erwarten, man doch wieder heimgeht. Immer wieder. — Kein Wort durfte ich mehr erzählen, von der Schule, über mein Erleben, das für mich genau so bedeutend war, wie für Erwachsene, Euerer Welt!

Nervös und aufgeregt wirtschaftete die Mutter in der Küche herum und deckte hastig den Tisch, der ohne Decke, gleichsam, als ob er friere, in der Mitte stand. — Und in der Ecke weinte das Kleine. — Eilig würgte ein jeder das Essen hinunter, und freute sich auf die Nacht, welche das ganze Elend vergessen ließ. Nur manchmal schaute die Mutter nach meinem Vater hin, und ich glaube, daß sie wohl auch an das Frühere dachte.

Am Abend hatte der Vater uns immer etwas vorgelesen. Jetzt saß er in einer Ecke und starrte ins Leere. Die Mutter fückte Strümpfe und ihr Rücken war krumm geworden vom vielen Anstehen und Arbeiten. So war ein Tag, wie der andere. —

Doch einmal hatte ich schon frühmorgens das Gefühl, als ob sich heute Gewitterwolken drohend zusammenballten. Ein schwüler Wind wehte durch die engen Straßen und ließ den üblen Geruch der Eimer, mit ihrem Unrat und Abfall, zum Fenster hereinströmen. So unmerklich, wie damals in der Schule, war ich schon lange nicht mehr gewesen, und nur zitternd klinkte ich, nach Hause gekommen, die Türe auf. Alles war wie immer Dienstags. Mutter hatte Wäsche. — Zornig fuhr sie mich an: „Schließe die Türe, daß es keinen Durchzug gibt, deck den Tisch und lege das Kleine trocken.“ Gern würde ich all die Arbeit getan haben, wenn die Mutter mich freundlich geheißen hätte, aber da sie mir ärgerlich befahl, fügte ich mich unwillig.

Kaum war ich fertig geworden, schleppte sich der Vater müde die Treppe herauf und trat ein. Wie oft in den ungünstigsten Augenblicken fing das Jüngste an zu schreien, und über das abgspannte Gesicht des Vaters lief ein Zucken, wie fernes Wetterleuchten, und er setzte sich mühsam beherrschend an den Tisch. „Schon wieder Bohnen“ sagte er mir. Doch die Mutter, welche auf diese Worte sonst geschwiegen hatte, entgegnete: „Ja, glaubst Du vielleicht, ich würde nicht lieber etwas anderes kochen, als dieses ewige Einerlei?“ Der Vater erwiderte gleichmütig der Aufgereizten: „Das weiß ich alles.“ Die Mutter, als hätte sie auf diese Antwort nur gewartet, sprang vom Stuhle auf, und das Gewitter, das schon lange am Himmel gestanden hatte, entlud sich: „Alles weißt Du, für alles hast Du Dein gleichmäßiges Lächeln. Ich habe gemerkt und verstanden, daß ich

Dir zu dumm geworden bin, aber woher soll ich die Kraft nehmen, um nach der Hausarbeit Bücher und Zeitschriften zu lesen und mich sonst weiter zu bilden? Hier dieses Zimmer verbraucht meine Kraft mehr, als ein ganzes Haus dieses Zimmer, durch welches sich Wäscheleinen ziehen, und es durchschneiden.“

Erschrocken hielt ich unter dem Tisch die Hände gefaltet und wagte kaum aufzublicken, als des Vaters Stimme immer mehr anschwellte: „Du sagst das in einem Ton, Magda, als ob ich an allem schuld sei. Habe ich den Krieg entfacht, kann ich dafür, daß wir so elend hausen müssen? Denke nur nicht, es ist ein Vergnügen, jeden Tag zu wissen, daß Du mich mit unwirschem Gesicht empfängst, in dem ich das ganze Unglück und unsern Jammer lese. Ich habe dieses Zimmer hassen gelernt.“ Die Stimme des Vaters brach, und seine Gestalt, die er aufgerichtet hatte, sank in sich zusammen, und er saß hastig weiter.

Die Stille wurde drückend und ich spürte, wie sich alle Seile durch den Raum zogen und alle trennten.

In der Ecke begann das Kleine zu schreien, der Hund stimmte auch mit ein, und dann geschah das Purdibare. Baya, der Dackel, unser Gefährte vieler Jahre, bekam von meinem Vater einen Tritt, daß er in den äußersten Winkel flog. Da sprang ich vom Stuhle auf, warf mich über ihn, und die ganze Qual meiner Einsamkeit, brach sich schluchzend Bahn.

Und Vater und Mutter begannen zu ahnen, daß auch ich manchmal sehr allein gewesen war. Zum ersten Male seit zwei Jahren, saß die Mutter am Abend an meinem Bette und hielt mir die Hand. In dieser Nacht schlief ich lange nicht ein, und betete zum lieben Gott, daß die Mutter nie mehr Wäscheleinen durch das Zimmer spannte und Baya wieder lustige Augen bekommen sollte.

Am nächsten Morgen, als ich von der Schule heimließ, überlegte ich mir immer wie es bei uns anders werden könnte. Und gerade, da ich die Biegung der Straße entlang ging, kam mir eine alte Frau entgegen. Ein schwarzer Mantel umschloß die hagere Gestalt, das Gesicht hielt sie gesenkt.

Plötzlich stand sie still, kaufte bei einem kleinen Mädchen ein paar Blumen und steckte sich das Sträußchen ans Kleid.

Und mit einem Mal glaubte ich, die Sonne sei durch die Wolken gebrochen und vergolde eine Landschaft, so war die Einhergehende verwandelt. Und plötzlich sah ich unsere Stube, den Tisch mit der roten Tischplatte, darauf stand ein Blume strauß.

Am gleichen Abend holte ich Blumen und stellte sie in ein Glas, und die Mutter betrachtete sie mit einem stillen Blick. Auch der Vater sagte uns ein freundliches Wort, und bemerkte lächelnd: „Das Zimmer ist viel heller geworden.“ Dann fragte er die Mutter nach diesem und jenem, und mich sogar nach der Schule.

Und langsam wurde das Leben wieder schöner bei uns. Baya bekam noch einmal fröhliche Augen, und selbst das Kleine weinte seltener in seinem alten Wagen. Auch den Wäschetag gab es immer wieder, doch als der Winter seinen Einzug hielt, trennten uns keine Wäscheleinen mehr, sie banden uns nur fester zusammen.

Konrad Singer.

Jugendbewegung und Bürgertum

Eine Untersuchung von Dr. phil. habil. Helmut Ibach (Heidelberg).

Die Jugendbewegung, von Anfang an eine geistige Bewegung, deren Ablauf es an erregenden Spannungen wahrhaftig nicht mangelt, ist in fünf geschichtsgemäßen Jahrzehnten ihres Bestehens niemals zu einer befriedigenden Deutung ihrer selbst gekommen. Da bei diesem Mangel an gültigen Selbstzeugnissen die Darstellungen Außenstehender über — oft widersprüchliche — Oberflächenbeschreibungen nicht hinausgedrungen konnten, blieben die gefolgerten Urteile entsprechend fragwürdig: Die Jugendbewegung sei eine soziale Befreiungsbewegung, sie sei eine bürgerliche Bewegung, gleichwohl aber auch eine Gegenbewegung gegen das morsche Spätbürgertum, und sie sei endlich ein nur in Deutschland mögliches, romantisch schillerndes Erlebnis der Jahre 1900 bis 1925. Die Jugendbewegung sei demnach heute — schon seit 1925 konnte man es so hören — „tot“, die großen Befreiungsbewegungen seien im wesentlichen abgeschlossen, das Bürgertum mitsamt seinen Fragestellungen habe sich selbst widerlegt, die Erlebniswelt der Jahre um den ersten Weltkrieg habe sich verflüchtigt. Geneigtere Stimmen wollen der Jugendbewegung aus ihrem Gegensatzcharakter eine neue Sendung zuwachsen lassen: auch im nachbürgerlichen Zeitalter gäbe es noch Grund genug zum Widerspruch.

Die dem wiedererstehenden bürgerlichen Leben aus solchen Verneinungen drohenden Gefahren sind folgende: 1. Die Selbstaufgabe; 2. Die Verflüchtigung der Jugendbewegten Wertwelt in überkommen-abendliche Wertvorstellungen unter Preisgabe der jugendbewegten Besonderheit; 3. Der Aktivismus um jeden Preis, der mangels klärender Selbsterkenntnis augenfällige Anzeichen der Jugendbewegung, meist den Gegensatzcharakter und die Jugendllichkeit, zu einer krampfhaften Nachläufererei übersteigert. Die Verführbarkeit einer der Selbsterkenntnis baren, aber auf ihre Gegensatzbereitschaft und Jugendllichkeit hin angesprochenen Jugend wird am Beispiel der radikal-jugendbewegten Bündigungsversuche Eberhard Kobels (1931 und 1946) nicht minder deutlich, als dem der HJ und anderer Staatsjugendversuche.

In dem schier bodenlos gewordenen Streitgespräch, zu dem der Leipziger Historiker Hermann Mau die positivste Äußerung beigetragen hat (Die deutsche Jugendbewegung, Rückblick und Ausblick. Pädagogik 1947, Nr. 7), sind als Richtpunkte des Fragebereichs drei unbestreitbare Tatsachen sichtbar geworden: Die Jugendbewegung hat eine erstaunlich „typenbildende Kraft“ (Mau S. 19) erwiesen, sie ist soziologisch gesehen eine bürgerliche, national gesehen eine deutsche Bewegung.

Die in der Neuzeit selten gewordene Kraft, menschliche Typen zu prägen, ist das überraschende Wunder der Jugendbewegung und recht eigentlich ihre Leistung. Nach dem Niederbruch prägte Typ des Jugendbewegten weder durch braune und graue Uniformierung, noch durch die bescheidenen Gewandungen der seit 1945 Heimsuchenden verwischt werden. Die im Erlebnisklima der Zeit um den ersten Weltkrieg aufgebrochene Wertwelt der Jugendbewegung — Einfachheit, Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit, Innerlichkeit, Verantwortlichkeit, Gemeinschaft — hat damit ihre Bewährungsprobe im Leben bestanden; sie ist darüberhinaus zu einer Bestätigung der alten Kardinaltugenden geworden, die seit zweieinhalb Jahrtausenden die Lebenskraft des Abendlandes ausmachten: dies um so überzeugender, als die Ursprünglichkeit des damaligen Aufbruchs eine bewußte Anknüpfung ausschloß. So revolutionär sich die Jugendbewegung in ihrer Ursprungslage fühlte, in überschaubarer Sicht erweist sie sich als konservative Bewegung. „Neu“ an ihr ist lediglich die eigentlich moderne Art ihres Aufbruchs, aus der ihr die Sendung erwuchs, die bedrohte Lebenskraft wieder neu zu begründen. Nur aus der Not ihrer Umwelt heraus ist sie eine Gegenbewegung, wesentlich aber ist sie Lebensbewegung. Sie ist Selbsterhaltungstrieb, „Bewegung des Lebens selbst. Und sofern man die Bewältigung des Lebens in unserer Zeit als Leistung gelten lassen will, kann die Jugendbewegung sie für sich in Anspruch nehmen“ (Mau S. 21).

Diese Feststellung ist zugleich eine entscheidende Richtigstellung obiger Oberflächenurteile. Als Lebensbewegung ist die Jugendbewegung gar keine Jugendbewegung. Sie ist lediglich unter jugendlichen zum ersten Mal aufgebrochen, ihre Aufgabe liegt aber im Mannesalter. Insofern ist die Geschichte der Jugendbewegung nicht die Kette der jeweiligen Jugendbündnisse im Zeitalter, sondern im engeren Sinne die Lebensgeschichte der Generation, die rund vor 1930 jung war. Es ist vom Verhalten und vom Verantwortungsbewußtsein dieser Generation abhängig, ob sie eine Generationsbewegung bleiben oder auch derpastal Lebensbewegung werden wird, daß sie jeweils von unten her nachwächst. Folgerichtig müßten die wiedererstehenden Bünde den Schwerpunkt ihrer Arbeit zu den Männern hin verlagern, die als Träger der alten Bünde nun eben im Mannesalter hineingewachsen sind. Die Bewältigung des Lebens im weitesten Sinne ist — trotz ihres Namens — die Sendung der Jugendbewegung; die Jugendarbeit unter den Heranwachsenden wäre im Gegensatz zu früherem Brauch dann nur ein, wenn auch wichtiger Teil davon.

Wir sagten ferner, die Jugendbewegung sei eine bürgerliche Bewegung. Wir wollen auch hier, selbst auf die Gefahr hin, unzeitgemäß zu werden, die positive Seite dieses Verhaltes herausarbeiten. Dies wird im ganzen auf eine Wehräumung untragbarer Vorurteile und auf eine Neufassung des Begriffes Bürgerlichkeit hinauslaufen. Was heute mit dem Vorwurf der Bürgerlichkeit abgetan wird, ist allenthalben auf den Schwächerzustand des Bürgertums seit 1870 beziehbar. In

Wahrheit aber ist das Bürgertum Träger einer politischen und geschichtlichen Leistung, auf die das Abendland bei Gefahr der Selbstaufgabe nicht verzichten kann.

Der Bau der ersten Stadt (polis, urbs, civitas, Burg) ist der sinnbildliche Akt der Kulturbegründung überhaupt. Ein Platz wird umfriedet und so der Unberechenbarkeit des ursprünglich barbarischen Landes entzogen. „Friede und Recht“ (Vergil) werden zur Voraussetzung der Geschüttheit der Bürger, der viel geschmähten Sekurität. Die machtmäßige Führung der Stadt-Burg dem umliegenden Land gegenüber wird bald auch zur moralischen Vorbildlichkeit. Sekurität, Führung und Vorbild werden so die bürgerlichen Urleistungen eines Kulturgefüges. Die Kultivierung des Abendlandes ging von seinen Städten aus: Rom, die urbs schlechthin, und in seinem Auftrag die provinziellen Römerstädte, wurden zur Quelle der „Zivilisation“ (Verbürgerlichung). Entscheidend wurde das Bündnis von Zivilisation und christlicher Mission. Die Städte des römischen Reichs, in denen sich das frühe Christentum zuerst ansiedelte, wurden zu Bischofsitzen, und draußen auf dem Land, der „Heide“, wohnten die zu zivilisierenden „Heiden“. Zwei Jahrtausende lang hat sich die „Stadt“ in dieser ihrer ureigensten Weise ausgewickelt. Die Geschichte des Abendlandes ist ohne die gestaltende Kraft seiner „Bürgen“, wie unsere alten Städte heißen, undenkbar.

Es ist eines unserer politischen Grundlaster, in entscheidenden Zeiten das Kind mit dem Bade auszuschütten. So wollen wir heute wegen einer zeitweisen Fehlleistung des Bürgertums als Ganzes abtun. Bei Licht besehen, müßte es uns aber darauf ankommen, echte bürgerliche Leistungen wieder zu ermöglichen, d. h. ein neues Bürgertum aufzubauen, das freilich nicht nur aus dem alten soziologisch herauswachsen dürfte. Im einzelnen seien folgende Behauptungen gewagt:

- 1. Die soziale Frage, die Frage nach dem 4. und 5. Stand, ist bei aller nicht zu unterschätzenden Vordringlichkeit nur die Folge des Versagens eines Bürgertums, das aus seinem Leistungsbeitrag ein billiges Vorrecht abgeleitet hatte.
- 2. Unsere Zeit hat eine zwar veräußerte, aber ausgesprochen bürgerliche Tendenz. Man muß sich einmal die Mühe machen, die Tatsache positiv zu deuten, daß die etwa von der Hälfte des Volkes gewählten Arbeiterparteien die immer wieder getadelte Neigung zur Verbürgerlichung zeigen, und daß sich die andere Hälfte des Volkes bewußt bürgerlichen Parteien zuwendet. Es zeigt sich heute, daß das Bürgertum trotz allem eine geistige Wirklichkeit ist und nicht bloß ein fiktiv-ideologischer Ueberbau gewisser materieller Voraussetzungen. Sonst hätte es mit letzteren auch bewußtseinsmäßig zusammenbrechen müssen.

3. Der schulgerechte Sozialismus, insbesondere die Ueberbautheorie, wird durch diese geistige Wirklichkeit des Bürgertums widerlegt und erweist sich als Randerscheinung bürgerlicher Irrtümer. Das historisch-volkskundliche Gesetz vom „Gesunkenen Kulturgeist“, demzufolge die Mode der führenden Minderheit ein halbes Jahrhundert später bei der nachvollziehenden Mehrheit Orgien feiert, erweist gegenwärtig in der ursprünglich bürgerlichen Wissenschafts-, Fortschritts- und Stoffgläubigkeit der dem doktrinen Sozialismus verfallenen Massen eine grausige Bestätigung. Wäre das Bürgertum des 19. Jahrhunderts sich seiner Verantwortung der nachvollziehenden Mehrheit gegenüber bewußt gewesen, so hätte es schwerlich den Besen des Materialismus gerufen, den es hinterher nicht mehr in die Ecke bannte konnte. Es ist zweifellos auch seine Schuld, das Christentum, wo nicht ideell, so doch tatsächlich zum ideologischen Ueberbau angemaßter Vorrechte gemacht und damit an Glaubwürdigkeit verhältnismäßig gemindert zu haben. Die Verkehrung der abendlichen Grundstruktur zeigt sich u. a. auch darin, daß — grob gesehen — die Bürger heute Heiden geworden sind, in dessen das Land, die alte Heide, ein mangels städtischer Anregungen unfruchtbar gewordenes Christentum bewahrt hat.

Dieser Seitenblick auf die Notwendigkeit bürgerlicher Leistungsbeiträge und auf die Folgen ihres Ausbleibens war erforderlich, um das Ereignis der Jugendbewegung ins rechte Licht zu rücken. Sie ist eine bürgerliche Bewegung und hätte Grund, dies nicht zu leugnen. In dem Augenblick, wo mit einem welkenden Bürgertum der letzte Stand einer heiligen Ueberlieferung dahinzuschwinden schien, hat eben dieses Bürgertum einen neuen Liebesantrieb, der wieder alle Hoffnungen gibt. Die Bekehrung des Bürgers zu seiner Sendung könnte der eigentliche Sinn der Jugendbewegung sein. Ein neuer Stand, der seinem Lebensgesetz gemäß wieder „zivilisieren“ und „missionieren“ könnte, wüßte auch das Seine zur Ueberwindung der sozialen und geistigen Krise beizutragen.

Das Dasein der Jugendbewegung an sich schon ist ein Gegenbeweis gegen alle materialistische Lebens- und Geschichtsauffassung. Sie gehört zu jenen Lichteinbrüchen des Geistes, die mehr als einmal schon in sogenannten Spätzeiten die Zweifel des Menschengeistes widerlegten und zum Mut befähigten, die lähmende Vorstellung eines zwangsläufigen Niedergangs abzuschütteln. Daß sie eine deutsche Bewegung ist, darf auch ein deutscher Trost sein. Sie hat als bürgerlicher Erneuerungsvorgang, als Vorwurf des schlichten Lebens an eine lebensfeindliche Ueberzivilisation, als konservative Zukunftsbewegung, mit ihrer Wertwelt gespürlicher vor Jahrzehnten schon das vorweggenommen, was heute zur deutschen Notwendigkeit geworden ist. Die bisherige Leistung der Jugendbewegung ist nicht meßbar. Doch dürfte es heute schon beweisbar sein, daß ihr nicht wenige der Unverzagten entscheidendste Antriebe verdanken.



DIE BEGEGNUNG: Zeichnung von Erwin Spuler, Karlsruhe. Der Bildeckenke lebt aus dem Gegensatz zweier Welten. Auf der einen Seite der von Unruhe geplagte Europäer, in kriegerisches Gewand gesteckt, vielleicht ein Pilger, der aus dem Felschirn abgegraben ist. Nun steht er in der Stille der Landschaft, die ihn umgibt, plötzlich den Blick der alten Götter des Landes auf sich ruhen, des ruhigen, forschenden, strengen Blick des Gottes der Götter vor allem und das klare Gesicht des Anderen, der das Gleiche zu denken scheint.